

# Näher an den Geheimnissen

Die Nachkommen von C. G. Jung öffnen dessen prächtiges Wohnhaus in Küsnacht für die Öffentlichkeit. Ein Besuch im neuen Museum gibt Einblicke in die Arbeitsweise des weltberühmten Tiefenpsychologen.

Guido Kalberer  
Küsnacht

Was für eine Zufahrt! Welch ein Garten! So grosszügig die Anlage am Zürichsee, so weitläufig ist das Wohnhaus, das die vermögende Emma Rauschenbach und Carl Gustav Jung 1908 bezogen und später mit ihren fünf Kindern bewohnten. Durfte man bis anhin nur die Bibliothek besichtigen, so werden ab 3. April auch andere Räume öffentlich zugänglich. Im ersten Stock, wo sich die Arbeitszimmer von Jung befinden, bewegt man sich im breit gefächerten intellektuellen Kosmos des Psychologen: von griechischen und lateinischen Denkmälern im Original bis zu den zeitgenössischen Klassikern. In dem im Parterre befindlichen Speise- und Gartenzimmer dreht sich alles um den Alltag und den Genuss. «Es geht hier mehr um den Bauch, weniger um den Kopf», sagt Cornelia Meyer, die Kuratorin des neuen Museums. Im Zentrum steht ein grosser ovaler Esstisch, an dem auch gespielt wurde. Hier fanden zudem die Interviews mit C. G. Jung statt.

Andreas Jung, einer der Enkel, hat als angehende Architekt, der später bei der Denkmalpflege der Stadt Zürich arbeitete, früh schon Fotografien in den Räumen des Hauses gemacht, sodass Möbel, die irgendwann mal verschoben wurden, an ihren ursprünglichen Platz gebracht werden konnten. «Ein paar Stücke haben wir von der weitverbreiteten Familie zurückbekommen, um eine möglichst originale Rekonstruktion zu ermöglichen», sagt Andreas Jung, der selbst mit seiner Frau seit 1975 in dem Haus lebt und sich etwas zurückgezogen hat, um Platz zu schaffen für das neue Museum.

## Protestantische Arbeitsethik

Geht man durch das stattliche Haus, meint man etwas zu spüren von der Arbeitsatmosphäre, die darin herrschte. Jung war ein äusserst produktiver Autor auf dem Gebiet der Tiefenpsychologie und galt bis zum legendären Zerwürfnis mit Freud als dessen Kronprinz. Der Mann mit der eisernen Disziplin und der Lust an der Grenzerfahrung kämpfte um einen internationalen Spitzenplatz in der psychoanalytischen Forschung. Im Unterschied zum rationalistischen Freud, dessen Theorie und Praxis dem Motto folgten: «Aus Es soll Ich werden», war Jungs Bestreben darauf gerichtet,



Von Religionswissenschaften bis UFO-Forschung: Die Bibliothek von C. G. Jung. Foto: Alex Troehler

auch die dunklen Seiten zu erdulden – es ging mehr um eine Integration der Schattenseiten als um eine Aufhebung dieser in einem wohlgeordneten, der Vernunft gehorchenden Ich.

Für Thomas Fischer, der die Stiftung Werke C. G. Jung präsidiert, finden sich in der Bibliothek, im «lieu de mémoire», zahlreiche Belege für dieses Bestreben, an die Ränder herkömmlichen Wissens zu gelangen – und darüber hinaus. Das, was Freud als Aberglauben bezeichnete, interessierte, ja faszinierte Jung: Alchemie und Gnosis, Kabbala und UFOs. In Anlehnung an eine Sentenz Jacob Burckhardts war für den Tiefenpsychologen auch Geistlichkeit eine Art Geistigkeit. «Er war auf der Suche nach verschollenem Wissen», erklärt Thomas Fischer. «Es sind Verwandlungsprozesse, die ihn ein Leben lang beschäftigten.» Im Museum stösst man auf Schritt und Tritt auf die Spuren dieses wissbegierigen und

neugierigen Forschers, der sich vor keiner Grenzüberschreitung fürchtete: Die bürgerliche Fassade gewährte ihm den Raum, um das drohende, lockende Schattenreich zu betreten, das auch zum Menschsein gehört – und aus dem sein Werk schöpfte: in politischer, sexueller und psychodynamischer Hinsicht.

## Das Gegenüber im Blick

Andreas Jung zeigt auf die Voltaire-Büste im Wartezimmer des Psychologen: Der durchdringende Blick des französischen Philosophen sollte die Klientinnen und Klienten nicht so sehr einschüchtern, als vielmehr deren dunkle Seiten bewusst machen. Im Unterschied zum klassisch-psychoanalytischen Setting therapierte Jung stets mit Blickkontakt zum Kunden. Wenn es das Wetter erlaubte, so verlegte der Naturliebhaber und passionierte Segler seine Sitzungen in den Garten mit Seesicht.

Während Jung im deutschsprachigen Raum nicht mehr so nachgefragt wird wie früher, kann dies von den USA nicht gesagt werden. «Vermehrt Interesse an den Arbeiten meines Grossvaters zeigen Russland und die Türkei, wie überhaupt der asiatische Raum», sagt Andreas Jung. Mit der Eröffnung des C.-G.-Jung-Museums, in dem Cornelia Meyer auch einen hübschen Raum mit einer kleinen Hutaussstellung bespielt, dürfte die Nachfrage im In- und nahen Ausland wieder wachsen. Das Bild des Menschen mit all seinen dunklen Seiten, das der Tiefenpsychologe zeichnete, ist nach wie vor aktuell. Mehr Aufklärung und Reflexion können da nicht schaden.

Das Museum Haus C. G. Jung an der Seestrasse 228 in Küsnacht kann nur auf Anmeldung und im Rahmen einer Führung besucht werden.  
Informationen: [www.cgjunghaus.ch](http://www.cgjunghaus.ch)

## Der Aufstand dauert an

Pussy-Riot-Aktivistin Maria Aljochina performte in Zürich ihr Buch «Riot Days». Und zeigte damit, welch Luxusgut die Freiheit ist.

Benedikt Sartorius

Ihr Gesicht ist maskiert mit einer Sturmhaube, als sie die Bühne betritt. Es ist eine jener bunten Kappen, die westlich von Russland als Pussy-Riot-Mützen längst zum Protestaccessoire geworden sind. Doch dies ist keine revoluzzernde Popshow, denn es geht hier um das Leben von Maria Aljochina. Sie gehörte zu jenen Pussy-Riot-Aktivistinnen, die 2012 in der Moskauer Christ-Erlöser-Kathedrale das «Punk-Gebet» anstimmten und wegen «Rowdytums» zu einer Haftstrafe verurteilt wurden, die sie in einem Straf-lager durchleiden musste.

In Zürich erzählt, skandiert und deklamiert Maria Aljochina verschiedene Textstellen aus ihrem Buch «Riot Days». Es ist eine Montage aus Tagebuchaufzeichnungen, Stimmen aus dem Gerichtssaal, Zitaten von alten Revolutionären; die Russin schneidet diese mit ihren Erinnerungen gegen. Natürlich fehlen auch die Slogans nicht, die zum Aufstand gegen Putins Regime aufrufen. Sie haben sechs Jahre und eine Putin-Amtszeit später nichts von ihrer Dringlichkeit verloren.

Für den Zuschauer war es von Vorteil, wenn man vor der einstündigen



Maria Aljochina, im Lager wegen 40 Sekunden Musik. Foto: Mark Lennihan (AP, Keystone)

Performance den Text zumindest durchgeblättert hatte. Man konnte dann den Blick ein wenig von den deutschen Ober-titeln abwenden, sich ein wenig mehr wie ein «Punk» fühlen, wie sich das die Produktionsverantwortlichen vom Publikum eigentlich gewünscht hatten. Und das doch zumeist starr im Raum verharrt ist. Denn der Text, den Aljochina auf Russisch performt, rast. Zwei Komplizen und eine Komplizin übernehmen auf der Bühne einige Textpassagen, verstärken diese und stimmen eine wuchernde Musik an, die den Puls der Er-

zählung bestimmt. Diese Noise-Tonspur liegt weit näher bei freien Musikformen als am eigentlich harmlosen Punkrock, den Pussy Riot in der Moskauer Kathedrale vierzig Sekunden lang spielten. Vierzig Sekunden, die vom russischen Staat als Verbrechen taxiert wurden.

## Putin auf der Leinwand

Begleitet wird dies von Filmen, in denen Putin und der Patriarch der russisch-orthodoxen Kirche fratzenhaft auftauchen. Man sieht auch, wie die Gruppe ihre Aktionen minutiös probte und die

Kirche als Bühne ihres Protests gegen das Regime nutzt, gefolgt von den Bildern vom Schauprozess, die um die Welt gingen. Wer kaum zu sehen ist, ist Nadeschda Tolokonnikowa, das prominenteste Gesicht von Pussy Riot. Denn eben: Es geht hier um Maria Aljochina, diese 29-jährige Frau mit dem harten, doch noch immer engelhaften Blick.

«Riot Days» ermöglicht keine Fluchtpunkte (ausser, man verkrümelt sich hinten im Raum, wenn Performer Kyril Maschenka literweise Wasser zielgenau in die Gesichter des Publikums spritzt). Schon gar nicht dann, wenn die Musik den Puls verliert und damit den Pulsverlust von Aljochina während eines Hungerstreiks nachempfunden. Doch hoffnungslos ist «Riot Days» nicht: Aljochina erzählt auch, wie sie sich während der Haft im gulaggleichen Lager gegen die Schikanen auflehnt, und gar einen Prozess gegen einen Wärter gewinnen konnte. Zu feiern gibts trotz diesen kleinen Siegen freilich nichts, auch nicht ihre vorzeitige Freilassung Ende 2013, die sie als «VIP-Amnestie» bezeichnet.

«Es gibt keine Freiheit, wenn man nicht täglich für sie kämpft», lautet einer der letzten Sätze, der einem an diesem Abend entgegengeschmettert wird. Es ist spätestens dann klar: Frieden wird es für Aljochina keinen geben, solange politische Gefangenschaft nicht nur in Russland eine Realität ist.

Maria Aljochina: Tage des Aufstands. Aus dem Russischen von Maria Rajer. Ciconia-Ciconia, Berlin 2017. 190 S., ca. 28 Fr.

## Stilfrage

### Was tun gegen Manspreading?



Kürzlich im Wartezimmer beim Arzt: Ein ca. 35-jähriger, gut gekleideter, schlanker, grosser Mann setzt sich nach der Begrüssung, wie Männer das (leider!) so tun, breitbeinig

hin – der gute Eindruck war sofort dahin. Aber es ging noch weiter: Im Schritt war ein ziemliches Stück der Naht geplatzt, eine weisse Unterhose blitzte hervor und wollte gesehen werden. Ich hatte Mühe, nicht loszulachen, überlegte ernsthaft, ob ich ihn diskret darauf aufmerksam machen sollte. Ich tat es nicht. Hätte ich sollen? Er wäre wohl knallrot geworden.

H. L.

Liebe Frau L., wir haben hier einen sehr schönen Fall von Manspreading vorliegen, ja, geradezu ein Lehrbuchbeispiel ist es. Denn es handelt sich keineswegs um einen subjektiven Eindruck Ihrerseits, dass Sie das mit diesem breitbeinigen Hinsitzen doof finden. Es ist sozusagen anerkannt doof, und deshalb gibt es einen Fachausdruck dafür, und der heisst eben: Manspreading.

Er ist derart offiziell und anerkanntermassen doof, dass in der New Yorker U-Bahn Schilder hängen, auf denen steht: «Dude, stop the spread, please», was ich überaus charmant finde, jetzt so von der Formulierung her. Dass es den Hinweis überhaupt braucht, ist weniger charmant. Dieses breitbeinige Dasitzen, dieses Wegnehmen von Platz und Einnehmen von Raum, das ist einfach nicht die feine Art. Das ist plump und grob und arrogant, und solche Männer mag man nicht, weil es viel über ihr Selbstverständnis aussagt, wonach sie offenbar der Meinung sind, dieses Platzversperrende, Raumbreitende stehe ihnen zu, und zwar allein aufgrund ihres Geschlechts. Das Manspreading, wir wollen es so festhalten, macht einen Mann nicht attraktiver.

Senden Sie uns Ihre Fragen an [gesellschaft@tagesanzeiger.ch](mailto:gesellschaft@tagesanzeiger.ch).

Item. Jetzt zu dieser Unterhose, die da so hervorblitzte bei Ihrem Studienobjekt in diesem Wartezimmer. Natürlich wäre es nett gewesen, den armen Tropf darauf aufmerksam zu machen. Nur schon aus reiner Nächstenliebe. Wer weiss, wo die beiden noch überall sonst Termine hatten an besagtem Tag, er und seine Unterhose!

Und dann wäre ja etwas viel Wichtiges hinzugekommen, nämlich ein edukatives Element: Hätte sich der Manspreader ob seines Malheurs geschämt – das er ja wiederum ausschliesslich seinem Manspreading verdankte –, wäre ihm das derart grausam in Erinnerung geblieben, dass er womöglich künftig von dieser Attitüde Abstand genommen hätte. Sie hätten da also eventuell etwas bewirken können, liebe Frau L., und zwar mit einem Effekt, von dem doch heute alle dauernd reden: Richtig nachhaltig hätte der sein können.

Wobei: Vermutlich nicht. Es ist davon auszugehen, dass es der gemeine Manspreader einfach nicht so mit dem Schämen hat.

Bettina Weber

## Esther Kinsky in Leipzig ausgezeichnet

Den Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie Belletristik geht dieses Jahr an Esther Kinsky. Die 1956 geborene, in Berlin lebende Autorin wurde für ihr Buch «Hain: Geländeroman» ausgezeichnet (erschieden bei Suhrkamp). In der Kategorie Sachbuch/Essayistik ging die Auszeichnung an den Historiker Karl Schlögel für sein Werk «Das sowjetische Jahrhundert. Archäologie einer untergegangenen Welt» (C. H. Beck). Den Preis für die beste Übersetzung erhielten Sabine Stöhr und Juri Durkot für die Übertragung des Romans «Internat» von Serhij Zhadan aus dem Ukrainischen (ebenfalls Suhrkamp). Die Preise sind mit je 15 000 Euro dotiert. (Red)